

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Franz Mon

Sprache lebenslänglich

Gesammelte Essays

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

9 Vorwort

1 Ränder

- 12 Das Glück der Wörter 2009
- 13 Lesen ist schön 1997
- 17 Lehrmeister Arno Holz 2006
- 26 Stichworte bei meiner Lektüre: Raymond Roussel
›Locus Solus‹ 1968
- 29 Texte in den Zwischenräumen 1961
- 32 Beispiele 1965
- 53 Text als Prozess 1966
- 70 An eine Säge denken 1968
- 78 Überlegungen zu einer Theorie der modernen Künste 1959

2 Experimentelle Poesie nach 1945

- 96 Meine 50er Jahre 1979
- 114 Die Poesie wird konkret. Die Anfänge des experimentellen
Schreibens in den fünfziger Jahren 2009
- 139 Über konkrete Poesie 1969
- 146 Helmut Heißenbüttel: Entwurf neuer
Realitätszusammenhänge 2012
- 150 »eine Art von Erinnerung hatte sich erhalten« –
Zu ›Deutschland 1944‹ von Helmut Heißenbüttel 1980
- 157 »von einen sprachen«. Über Ernsts Jandls
›heruntergekommene Sprache‹ 2005

- 167 »die krimgotische Schleuse sich entfächern zu lassen« 1996
 176 Dieses undefinierbare Etwas von Sprache.
 Über Hartmut Geerkens ›kant‹ 1999/2000
 186 Durchblick und Draufblick. Über das Bielefelder Colloquium
 Neue Poesie 1978–1997 1997

3 Schreibwerkstatt

- 208 Der nie begonnene Beginn ca. 1959
 209 Artikulation 1958
 214 Gruppe und Reihe ca. 1959
 216 Die zwei Ebenen des Gedichts 1957
 221 Zur Poesie der Fläche 1963
 224 Werkstattnotizen ca. 1956/57
 231 Lyrik heute 1960
 254 Über den Zufall 1991
 258 Zu dem Text ›perkussion‹ 1992
 262 Der Eigensinn der Wörter 1985

4 Sprache wird Schrift – Schrift wird Bild – Bild wird Text

- 266 Schrift als Sprache 1963
 289 Text wird Bild wird Text 1986
 303 Die Buchstaben beim Wort genommen 1987
 329 Wort Worte Wörter 2008/15
 331 Collagetexte und Sprachcollagen 1968
 353 »Es gibt also Löcher in meinem Gedächtnis«. Bilder und Wörter:
 Das Prinzip Collage in zwei Büchern Ror Wolfs 2001/02
 374 Claus lesen 2004/05
 392 Quadratur als Ideogramm. Zu einer Arbeit von
 Eugen Gomringer 1997

5 Akustische Literatur

- 398 Literatur zwischen den Stühlen 1985/86
425 Literatur im Schallraum. Zur Entwicklung der phonetischen Poesie 1966/67
441 Hörspiele werden gemacht 1974
456 Über radiophone Poesie 1977
459 Auf Stimmenfang. Ein Bericht 2000
472 Hörspiel ist Sprechspiel 2009

Hörspielpraxis

- 478 Vorspann zu ›wer ist dran‹ 1962
481 Bemerkungen nachträglich zum Hörspiel
›das gras wies wächst‹ 1983
484 Hörspielkonzepte ›blaiberg funeral‹ und
›bringen um zu kommen‹ 1970
487 Vorspann zu ›pinco pallino in verletzlicher umwelt‹ 1972/73
490 Vortext zu dem Hörspiel ›da du der bist‹ 1973
496 Anmerkungen zu dem Hörspiel
›hören und sehen vergehen‹ 1977
501 Vorspann zu dem Hörspiel
›Wenn einer allein in einem Raum ist‹ 1982
503 Vorspann zu dem Hörspiel
›Lachst du wie ein Hund‹ 1985
504 Vorspann zu ›Montagnacht‹ 1987
505 Vorspann zu dem Hörspiel
›Von den Fahrplänen braucht man nicht zu reden‹ 1996
506 Vorspann zu dem Hörspiel ›Käm ein Vogel geflogen‹ 2005
507 Vorspann zu dem Hörspiel ›ausgeartetes auspunkten‹ 2006
510 Vorspann zu dem Hörspiel ›Es, im Zustand wie gesehen‹ 2010
511 Vorspann zu dem Hörspiel ›Woher kennen wir den?‹ 2011
511 »Das Lachen vollzieht sich im Innern der Kapsel«. Über Ernst
Jandls Hörspiel ›das röcheln der mona lisa‹ 1990
520 »Auf die Sprache ist Verlass, während oder wenn ich schon
verlassen bin«. Die vokale Literatur von Michael Lentz 2015
538 Haus des Ohres. Eine Utopie mit Anker 2008

6 Bilder denken

- 546 Diese Toten haben ihre eigene Welt. Über die späten Bilder
Alexej von Jawlenskys 1988
- 550 Der Bilddenker. Dietrich Mahlows kunstkuratorisches
Lebenswerk 2015
- 573 »um Anonymes und Überraschendes ins Bild zu locken«.
Zum hundertsten Geburtstag von Karl Otto Götz
am 22. Februar 2014 2013

7 Kadenz

- 612 Vom Ding und vom Unding des Schönen 2004

Anhang

- 632 Michael Lentz: »Wir haben Sprache, und sie hat uns«
- 650 Quellenverzeichnis
- 654 Personenregister

Vorwort

Dieser Band enthält die reflektierenden, konzeptionellen, poetologischen Texte, die seit den 50er Jahren im Komplex meiner poetischen Arbeiten entstanden sind und bewusst in dem 2013 erschienenen Lesebuch ›Zuflucht bei Fliegen‹ ausgespart wurden. Sie gehören zu deren Basis und vermitteln sowohl die geschichtlichen Hintergrundbezüge wie die Aspekte, Motive und strukturellen Momente der poetischen Erfindungen. Die Anlage des Bandes folgt der durchaus nicht selbstverständlichen Überzeugung, dass Literatur in ihrer medialen Fassung dreisträngig ist und sich substantiell in scriptural-literalen, akustisch-phonetischen und ideographischen Formierungen realisiert.

Die akustisch-phonetische Seite, die in dem Lesebuch nicht zur Geltung kommen konnte, findet hier ihre angemessene Beachtung. Dem dient auch der Aufsatz über die Hörspielkonzeptionen von Michael Lentz, der gegen dessen Bedenken aufgenommen wurde, weil sie in optimaler Weise in einer konsequenten Reihe die sprachliterale Qualität von Hörspielen bezeugen.

Der autobiographische Parameter zieht sich unterschwellig und offenkundig durch das ganze Buch. Das hängt auch damit zusammen, dass mein Jahrgang – 1926 – und die ihm benachbarten Jahrgänge in einer solitären Weise in die ruppige Zeitgeschichte verflochten sind. Was sich nach dem Nulljahr 1945 mit einer gewissen Verzögerung in der Genese der mit den Stichworten ›experimentell‹ und ›konkret‹ bezeichneten Poesie bemerkbar macht. Deren Frühgeschichte, an der auch meine Arbeiten beteiligt sind, ist perspektivisch in ihren Facettierungen dargestellt. Gegenwart ist, was leicht vergessen wird, immer auch Präsenz von Vergangenheit, auf dass sie auch in ihrer Besonderung zukunftsfähig wird.

FRANZ MON

Das Glück der Wörter

2009

Das Goethe-Institut hat vor einiger Zeit einen »internationalen Wettbewerb«: »Das schönste deutsche Wort« ausgeschrieben. Ein Buch sammelte 2005 eine Auswahl der mit Begründungen versehenen Einsendungen. Als ich für mich die Suche nach meinem ›Lieblingwort‹ unternahm, besaß jedes erwogene diese Qualität in dem Moment, als es auf der Zunge lag.

Vor vielen Jahren ist mir bei aufmerksam artikulierendem Sprechen die eigentümliche Kontur jedes Wortes bewusst geworden. Ich bemerkte, dass die Verschränkung von Konsonanten und Vokalen in der Bewegungsfolge der Sprechorgane zwischen Lippen und Gaumen den Wörtern eine Gestik vermittelt, die diesseits des Mitgeteilten verstehbar ist, ja deren leibsinliche Realität die Aussage in einer Weise imprägniert, die beim stummen Lesen nicht wirksam wird. Im Spiel ist die Balance zwischen den antagonistischen Elementen der atemgetragenen Vokale und der körpernahen Konsonanten, die die deutsche Sprache auszeichnet.

Die praktische Fähigkeit des Deutschen, neue Inhalte mit Hilfe von Komposita zu verantworten, reicht über das Einfangen von Sachverhalten des Alltags, der Wissenschaften, der Technik, des Denkens und Fühlens hinaus ins Erfinden von Wörterverbindungen, die nicht von einem gegebenen Sachverhalt bewirkt werden, sondern sich der Neugier auf die Kohabitation zweier Wortkörper verdankt. Dabei können Lieblingswörter ebenso wie Reizwörter oder Wortraritäten zu Ingredienzien werden. Solche Hybridwörter werden nie im Duden stehen. Doch da ihre Teile semantisch geladene, gegebene Wörter sind, gewinnen auch sie eine schwebend-schwankend-schwingende Referenz bis hin zum entdeckenden Anleuchten unvermuteter inhaltlicher Bezüge. Sie verweisen auf die semantische Gelenkigkeit des Deutschen, die auf der Mehrfachbezüglichkeit der Wörter und ihrer unbegrenzten Kombinierbarkeit beruht und uns ins Offene reichende Spielräume des Sagens erschließt. Dazu wäre nun noch vieles zu sagen.

Lesen ist schön

1997

Die Redakteurin der zehnteiligen Beilage »Neue Jugend-Literatur« der Frankfurter Rundschau vom 18. März 1998 erbat sich als Auftakt von mir einen Beitrag über meine Erinnerungen an frühe Leseerfahrungen.

Zurücktastend nach der frühesten Leseerfahrung werde ich zwischen den lichten, beweglichen Erinnerungsschatten aller Art nicht fündig. Zwar sehe ich die Fibel mit ihrem verbrämenden Titel *Der fröhliche Anfang* noch vor mir und erinnere mich des großen, bunten Hahns, der auf einem ›i‹ thronte und sein ›kikeriki‹ suggerieren sollte; auch haben sich die Qualen des buchstabierenden Aneignens der Schriftzeichen (»LEO O LEO«) unvergesslich eingebrannt, doch finde ich keine Spur eines früh-, gar vorzeitig erwachten Lesedrangs, wie er von aufgeweckten Kindern berichtet wird. Vermutlich hat es Bilderbücher mit kleinen Sätzen gegeben, aber sie sind wie nicht gewesen. Schattenhaft und ohne Glanz auch der *Heiner im Storchennest* (von Wilhelm Scharrelmann, wie ich heute weiß), mit dem wir nach der Fibel zum Lesen gebracht werden sollten. Von bildergesättigten Gefühlen durchzogene Nachwehen von Leselüsten, die ich mir selbst weitab von der Schule in den Sommerferien bei den Großeltern leistete, als ich in einer Schublade abgelegte Jugendbücher meines Onkels zwischen allerlei Krimskram aufstöberte und zum Schmökern mit ins Bett nahm, erreichen mich dagegen heute noch. Das muss mich fasziniert haben: der Anhauch des Abgetanen, Geschichten aus dem vorigen Jahrhundert, in altmodischer Fraktur gedruckt und mit Holzstichen illustriert.

Dass meine Karl-May-Sucht bis in die Grundschulzeit reicht, sagt mir die Begier, mit der wir Leseneulinge die Serien der Karl-May-Bilder sammelten und untereinander tauschten. Einige der älteren Serien waren zu Raritäten geworden, und wer sie besaß, hatte sie gut zu hüten. Meine erste Karl-May-Lektüre war der Band *Unter Geiern*, den mir meine Eltern geschenkt hatten, sicher nicht ahnend, welche Lesekaskade sie damit auslösten. Unvergesslich darin der Todeszug der Auswanderer durch den Llano estacado, wo Banditen die Wegzeichen in die Irre füh-

rend umgesteckt hatten, sodass der Wagenzug der Ahnungslosen ihre Beute hätte werden müssen, hätte Old Shatterhand nicht rechtzeitig eingegriffen. Es gab in den 30er Jahren einen ersten Karl-May-Film: *Durch die Wüste*, den ich mir natürlich ansah, obwohl für uns Kinobesuche zu den Ausnahmen gehörten. Die Enttäuschung war maßlos – viele Einzelheiten waren nach meinem Urteil unzutreffend, und die Gestalten von Kara Ben Nemsi und Hadschi Halef Omar hatten mit den mir bekannten keine Ähnlichkeit; auch brach der Film mitten im Buch ab. Er konnte mit diesem nicht konkurrieren.

Mein Lesebedarf schwoll an, als ich 1936 als Sextaner des Lessing-Gymnasiums in einem Flur in einem großen Schrank hinter gläsernen Schiebetüren die Schülerbücherei entdeckte. Jede Ausleihe wurde in einer Liste hinter dem Schülernamen vermerkt, und es dauerte nicht lange, da war die von mir bewirkte Ausleihezeile quer über die Seite gewachsen, allen anderen weit voraus. Die Buchbestände stammten wohl überwiegend aus den 20er und 10er Jahren. Neben den vielfach begehrten Karl-May-Bänden, die ich mir Stück für Stück einverleibte – irgendwann wies meine Leseliste 28 Titel auf –, waren es vor allem Forscher- und Abenteuerbücher, wie Friedrich Gerstäckers *Die Flußpiraten des Mississippi*, Charles Sealsfields *Die Prärie am Jacinto*, Sven Hedins *Von Pol zu Pol*, Wilhelm Filchners *Om mani padme hum*; *Mit Blitzlicht und Büchse* hieß ein Afrikabuch, dessen Autor mir entfallen ist. Populäre historische Romane, wie *Die letzten Tage von Pompeji* von Bulwer-Lytton oder *Ein Kampf um Rom* von Dahn, gehörten ebenso wie Kriegsbücher aus dem Ersten Weltkrieg dazu. Die Mischung war bunt und heterogen. Nicht zuletzt hatten es mir die Jugendbücher des Franz-Schneider-Verlags angetan (eines hieß *Das rote U*, eine Jungengeschichte). Deren Lektüre wirbelten die Phantasie des Zwölf- und Dreizehnjährigen derart auf, dass er sich selber solche Geschichten auszudenken begann. Nicht nur die Erzählmuster und das sprachliche Gehabe waren den gedruckten Vorbildern abgeguckt, auch die äußere Form meiner in sauberer Sütterlinschrift geschriebenen Hefte ahmte Verlagserzeugnisse – einschließlich des Impressums – nach. Doch zogen sich, vom Aufsatzschreiben in der Grundschule eingeübt, eigene jungenhafte Erfahrungsschlieren hindurch.

Zur Lesemelange dieser Jahre gehörten auch die Heftchen der wö-

chentlich neu erscheinenden Detektivgeschichten von Tom Shark, von John Kling und anderen, die für 20 Pfennig billig an den Kiosken zu haben waren. Auch sie halfen die Blasen von Phantasiewelten zu bilden, die mit dem von der Schule auf der einen, HJ-Appellen auf der anderen Seite gekerbten Alltag nichts zu tun hatten. Irgendwann habe ich den ganzen Stapel bei einem Freund (wenn ich mich recht erinnere) gegen eine Schreckschusspistole eingetauscht.

Irgendwann stieß ich damals auf die Volksbücherei in der Burgstraße, die meinen Lesefundus beträchtlich erweiterte. Es war noch kein Freihandsystem, sondern die gefragten Bücher wurden mit Hilfe von Karteikarten für die Interessenten zusammengestellt. Dazu brauchte man Hilfskräfte. Da ich als bücherkundig aufgefallen war, bot man mir gegen einen Stundenlohn von 41 Pfennig diesen Posten an. Von den zahllosen Büchern ist mir vor allem Droysens *Geschichte Alexanders des Großen* im Gedächtnis geblieben, da sie mich veranlasste, auf zwanzig Heftseiten eine mit Karten versehene Geschichtstheorie über »Blüte und Verfall« großer Reiche im »Wandel der Jahrhunderte« zu verfassen. Die historischen Bezüge endeten zwar mit Napoleon, doch schlug der damals virulente Vorstellungshorizont von den »geopolitischen Großräumen« der Erde am Ende als Denkmuster durch, ohne dass allerdings die aktuelle Situation – man schrieb den Juli 1941 – angesprochen wurde.

Diese Art des Vorbeisehens an den herrschenden ns-ideologischen und kriegspolitischen Gegebenheiten bestimmte weithin den Unterricht, den die Lehrer des Lessing-Gymnasiums damals praktizierten. Der Geschichtsunterricht, dominiert von einem Buch mit dem ominösen Titel *Volk und Führer*, erreichte nie die Gegenwart, und der Deutschlehrer tastete im 9. oder 10. Schuljahr den möglichen Spielraum mit zwei diametralen Lektüren ab: Hans Grimms Erzählung *Der Zug des Hauptmanns Erckert*, einer Episode aus Grimms völkisch-imperial gepoltem Roman *Volk ohne Raum* (1926), der Stichworte der NS-Zeit präludierte, und im Kontrast dazu Ernst Wiecherts *Hirtennovelle*, die 1935 noch erscheinen konnte und deren Held Michael wie in einem Gegenbild zu Hitlers martialischen Forderungen an die deutsche Jugend Züge des biblischen David und des christlichen Guten Hirten vereinte. Was ich erinnere, ist ein wahrnehmendes, nicht ausdeutendes und schon gar nicht –

in welchem Sinne auch immer – explizit hinterfragendes Lesen. Beide Büchlein habe ich, vergilbt und verkommen, in einem alten Karton wiedergefunden.

Als ich zum Bücherkäufer werden konnte, war der Krieg ausgebrochen und das Angebot der Buchhandlungen aufs Kümmerlichste geschrumpft. Doch es gab die Antiquariate, die bis zu den Ausbombungen noch mancherlei Literaturfunde bargen. In der Weißadlergasse (wenn ich mich recht erinnere) existierte zwischen Bücherhaufen und beladenen Regalen ein Antiquar, der mich seine Vorräte ungeniert durchstöbern ließ. Vermutlich wusste er selber nicht so genau, was er da hatte. Dort und im Antiquariat der Frankfurter Bücherstube am Roßmarkt, das sich in mehreren hohen Räumen des ersten Stocks befand, habe ich bei vielen Besuchen allmählich meine kleine Bibliothek zusammengekauft, immer abhängig von Zufallsfunden. Ein Bombenvolltreffer riss sie am 4. Februar 1944 in den Abgrund; einiges davon konnte aus dem Schutt geborgen werden. Dank der komplizierten Registrierungen, mit denen ich meine Erwerbungen auf der letzten Seite gekennzeichnet habe, kann ich sie heute noch von den späteren unterscheiden. In Ausgaben der 20er und 10er Jahre und des 19. Jahrhunderts finden sich da Klopstock und Uhland, Lenau und C.F. Meyer, Dickens und Wilde, Hamsun und Lagerlöf, Friedrich und Ricarda Huch, Dehmel und Wedekind, Carl Hauptmann und Paul Ernst und manche andere zusammen. Von August Strindbergs »Deutscher Gesamtausgabe« im Verlag Georg Müller habe ich mir im Laufe der Zeit acht Bände zusammenklauben können. Ein Fund, der mich noch heute beglückt, war ein schmales Bändchen mit ausgewählten Phantasmus-Gedichten von Arno Holz. Von den Autoren allerdings, die die Nazis verfemt hatten, fand sich in den Regalen der Antiquariate so gut wie nichts. Die »Gegenwartsliteratur« war für den Schüler, der ich damals war, nur gefiltert in den broschierten Bändchen, die verschiedene Verlage als »Feldpostausgaben« herausbrachten, in den Buchhandlungen zugänglich. Reclam, Eugen Diederichs, Langen-Müller, Insel boten in diesen Reihen ein buntes Spektrum von Autoren an, die in das offiziell geöffnete Literaturfenster passten. Die durch die schwarzen Listen der Nazis erzwungenen Ausblendungen der Moderne wurden peinlich beachtet, und so musste meine Generation ihre frühen Lektüreerfahrungen im provinziellen,

erschreckend belanglosen Horizont machen. 1945 riss ein Vorhang auf, als die Tabus fielen. Bei meinem Antiquar in der Weißadlergasse konnte ich unmittelbar nach der »Währung« für vierzig neue Deutsche Mark die zwei Bände des *Ulysses* von Joyce in der Übersetzung von Goyert erwerben.

Den buchrückenübersäten Regalwänden der Bücherstube bin ich in späteren Jahren immer wieder im Traum begegnet wie einem Wunschbild ungestörten, unverstellten Zugangs zu aberwitzigen Entdeckungen.

Lehrmeister Arno Holz

2006

In der deutschsprachigen Literatur des vergangenen Jahrhunderts liegt ein sperriges lyrisches Großgebilde in Gestalt des *Phantasmus* von Arno Holz. Ihn hat man zwar noch kurz vor seinem Tod für nobelpreiswürdig gehalten. Doch die Reihe, in der ihn unmittelbar nach dem letzten Krieg Alfred Döblin, Freund aus den Berliner Tagen, wieder vorgestellt hat, war den »Verschollenen und Vergessenen« gewidmet.¹ Diese Zuordnung hat auch die große Werkausgabe von 1962/64² letztlich nicht aufheben können. Diese Ausgabe letzter Hand ist vergriffen, deren *Phantasmus*-Fassung nurmehr in Bibliotheken oder Antiquariaten zu bekommen. Die in einem Reclambändchen noch zugängliche faksimilierte Urfassung des *Phantasmus* von 1898³ vermittelt zwar den Nukleus des Werkes, wirkt aber wie die Basisspitze einer darüber in die Höhe und Breite errichteten Pyramide (s. auch S. 47 ff.).

Das Desinteresse, das Arno Holz erfahren hat, haben vor allem zwei Momente bewirkt. Literaturoffiziell werden seine Dichtungen als Zeugnisse eines originären Naturalismus geortet, der im Schatten von Expressionismus und Dadaismus jedoch verdämmert. Zum anderen ist die poetische Konzeption des *Phantasmus*-Projekts in sich gespalten. Der innovativen poetologischen Kehre zur Dominanz der Rhythmik im Zeilenverlauf und der strukturierenden Mittelachse der Verse, die ein ruppiger Kehraus so gut wie aller traditionellen poetischen Mittel und

Formen begleitet, steht eine, vermutlich von der Nietzsche-Rezeption beflügelte, hypertrophe Rolle des eigenen Ich gegenüber. In der Einleitung zur ersten Ausgabe des erweiterten *Phantasmus* von 1916 klingt das so:

Allein schon aus dem Vorhandenen erhellt: als Grundstruktur die in denkbar weitestem Ausmaße abgesteckte »Autobiographie einer Seele«! Des »Schaffenden«, des »Dichtenden«, des »Künstlers«, der, wie namentlich aus dem großen, resümierenden Schlußstück hervorgeht, als der letzte, gesteigertste Menschheitstyp hingestellt wird, durch den, in irgend einer »Beziehung«, in irgend einem »Betracht«, mit gleicher Intensität, »alles« geht: Alle Qual, alle Angst, alle Not, alle Klage, alle Plage, alle Wonnen, alle Verzücktheiten, alle Jubel, alle Beglücktheiten, alle Seligkeiten, alle Ekstasen, alle Entrücktheiten! Nicht nur seine eigenen, sondern die der ganzen Menschheit! In allen Formen, unter allen »Verkleidungen«, durch alle Zonen, aus allen Zeiten!⁴

Aus dieser ins Menschheitliche schwingenden Ich-Mythisierung hat Holz zweifellos seine unermüdliche Arbeitskraft gewonnen. Sie hat sich ausgewirkt in der überdimensionalen Ausweitung und der manchmal bis ins Extrem getriebenen sprachlichen Verfeinerung der drei Gesamtausgaben von 1916, 1925 und 1962/64.

Es gehört zu den Rätseln des *Phantasmus*, dass die krassen Zeitereignisse der Entstehungsjahre sich weder in den Stoffen noch im Vokabular spürbar niedergeschlagen haben, obwohl Holz doch unablässig neue, seltene Bezeichnungen und Ausdrücke aufgespürt hat. Seine Welt ist die Innenwelt mit ihren Halluzinationen, Phantasmen, Projektionen ins Exotische, Erotische, Machtlüsterne, auch ins verfügbare Vergangene, konterkariert immer wieder vom Bezug auf die Banalitäten des eigenen Alltags. Dabei ist die Lyrik des Ur-*Phantasmus* von 1898 ins Epische mutiert, ohne dass die Wortautonomie des Lyrischen verlorengegangen wäre.

Die divergenten Lesehorizonte, die sich in den seither verstrichenen über 70 Jahren mit ihren unvorstellbaren Ichgeschichten, Verwerfungen, Verkehrungen und Verwüstungen, aber auch Erfindungen und Entscheidungen abgelöst haben, lassen die originäre Lesart, die Arno Holz im Sinn hatte, als obsolet erscheinen. Der heutige Leser des *Phantasmus* ist entlastet von den quasisäkularreligiösen Wertungen und Aspekten, die

Holz in das Werk eingesponnen hat. Wie neu erfunden, tritt jetzt wieder das naturalistische Verhältnis zur Oberflächigkeit und Buchstabengenauigkeit des verbalen Materials hervor. Die Methode des Sekundenstils, die die naturalistischen Arbeiten mit ihrem haargenauen, minutiösen sprachlichen Zugriff auf das Gegebene kennzeichnete, ist im *Phantastus* zu spüren und bewirkt dessen verbale Raffinesse. Hier allerdings lässt der Autor seiner frühen Einsicht, dass »Kunst = Natur – x« ist, also nicht sklavisch abbildet, sondern notwendigerweise Abweichungen mit sich bringt, freies Spiel. Und er weitet es von Fassung zu Fassung aus, bis zu dem Punkt, dass die Realreferenz des Geschilderten in der Gegenwartigkeit der Wörter, Silben, Laute und ihrer in sich selbst erfüllten, autonomen Bedeutung verschwindet. Wobei es zu Worterfindungen kommt, die in keinem Lexikon stehen. Der folgende Textauszug kann das veranschaulichen:

Die Hallelujawiese

Auf
seiner
lustigen, lachenden,
grünen,
auf
seiner
mutwillig, ausgelassen, tolltrunken
kühnen,
auf
seiner
lichtjauchzend, lichtjuchzend, lichtjuchend jubelnden, traumsonnig,
traumselig, traumüppig
trubelnden,
allkosmisch, eigensphärisch,
kaleidoskopisch
gigantischen,
diesirdisch, utopisch, jenweltlich
atlantischen,
faunisch, schalkslaunisch,

phrynisch bacchantischen, orgiastisch, phantastisch, zynisch
 korybantischen,
 verzwickt,
 verzwackt, vertrackt
 trutzigen, verwogen, verwegen, verbogen putzigen,
 verlumpludert, verliedert, verduzbrudert
 wuzigen,
 frechfeschforsch, dreistkeck,
 venusinisch
 paphischen, epikuräisch, sybaritisch, schlemmerisch schlaraffischen,
 unerhört,
 unbändig, ungestüm,
 ungeniert, unaffaktiert, undressiert,
 undegeneriert
 hyperanimalischen,
 unverhohlen, unverstohlen, unbelehrbar, unbekehrbar,
 unbeirrbar, unbekirrbar,
 unverwirrbar
 ultrainfernalischen,
 unbekümmert,
 unverkrüppelt, unverknüppelt,
 unbeleckt, unbeschleckt, unverbrämt, unverschämt
 amoralischen,
 trotzdem,
 überdies, außerdem, dessenungeachtet,
 andererseits und hinwiederum,
 aber
 dennoch, zugleich auch noch,
 durchaus,
 überall, unerlässlich,
 ganz
 genau ebenso
 (denn
 links will rechts und rechts will links, so urorakelt schon die Sphinx,
 das ist das Wesen jedes Dings, das merkt ein krückstockloser
 Blinder, der taubstummdümmste Nachempfänder)

nicht knapper, nicht
kärglicher,
nicht mangelnder, nicht weniger, nicht
minder
(und
jetzt erst
meine lieben
Kinder, ihr anderen auch, verehrte Rinder,
der Mensch, der
Finder und Erfinder,
der
stets sich selber
Überwinder, vom Feuerländer bis zum Inder,
im Fez, im
Kolpak,
im
Zylinder,
ist schließlich doch, hol euch der
Schinder, nicht bloß ein simpler Bürstenbinder,
erst
jetzt, erst jetzt, erst jetzt, erst jetzt
rollt
mir mein
Blut
geschwinder)
in allen ausgesuchtesten, erlesensten, in allen auserwähltesten,
erkorensten, in allen
ausklamüsert,
ausspintisiert, aussimmiliert
feinsten, reinsten,
ätherischsten, legendärischsten, chimärischsten
Himmelsfarben,
prismatisch, jubilatisch, ekstatisch,
irisierend, regenbogenbunt,
hangend
schmachtenden,